

»WHERE POTATO DIGGERS ARE/
YOU STILL SMELL THE RUNNING SORE«.
POLITISCHE FUNKTIONALISIERUNGEN UND
LITERARISIERUNGEN DER *GREAT IRISH FAMINE*

ANJA K. JOHANNSEN

Vor drei Jahren erschien der erste Teil der Memoiren des irischen Romanciers Hugo Hamilton (*1953), der als Sohn einer aus Bayern nach Irland geflohenen Deutschen und eines nationalistischen Iren in einem Haushalt aufwächst, in dem lediglich Deutsch und Irisch, jedoch kein Wort Englisch gesprochen werden darf. Die entschiedene Abneigung des Vaters gegen alles Britische beherrscht den Lebensalltag der Familie. In dem kleinen Ort in der Nähe Dublins, in dem sie aufwachsen, gelten die Hamilton-Geschwister, in Lederhosen und Shetlandpullover steckend, entsprechend als ausgesuchte Sonderlinge. Den Zorn auf die Eltern, die sie in diese abseitige Lage gebracht haben, demonstrieren die Kinder auf ihre Weise:

At home, my mother says we have started doing strange things again. When it was nearly dinner time, she told us to put the bowl of mashed potato on the table [...], so I carried the mashed potato up to the room where we play and took the lid off. With the spoon, I threw a bit of the mash at the wall. It stayed there and we looked at it for a while. I threw another spoonful at the ceiling and it stuck as well. [...] Maria said she was going to run and tell on me. But I told her that we had to make a sacrifice. I closed the door and said it was our duty to do this for Ireland. We had to make as many shapes as we could.¹

Die Erfahrung, wie gut sich Kartoffelpüree als Spielzeug eignet, haben nicht nur Hugo Hamilton und seine Geschwister gemacht und ist sicherlich nicht dieser irischen Kindheit der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts vorbehalten. Ohne die harmlose Szene hoffnungslos überinterpretieren zu wollen, scheint mir der Scherz an dieser Stelle dennoch hintergründig zu sein. Dass die Kinder mit gerade diesem Unfug mehr oder

1 Hugo Hamilton: *The Speckled People*. London 2004, S. 124.

weniger subtil gegen den nationalistischen Vater rebellieren, dass der Junge der kleinen Schwester noch erläutert, es sei ihre Pflicht für Irland so viel Püree wie möglich an die Wand zu werfen, steht in engem Zusammenhang mit dem sehr spezifischen Verhältnis der Iren zur Kartoffel: In Irland ein Kartoffelgericht an die Decke zu klatschen, ist ein weitaus größeres Sakrileg als an jedem beliebigen anderen Ort auf dem Erdball.

Die Dominanz der Kartoffel in der irischen Küche ist sprichwörtlich: Die meisten typisch irischen Speisen sind Kartoffelgerichte, sei es *Champ* (Kartoffelpüree mit Frühlingszwiebeln), *Boxty* (*pan cakes* aus Kartoffeln), *Coddle* (Kartoffelscheiben mit *bacon* und *sausage*) oder *Irish Stew*, der weit über die Inselgrenzen hinaus bekannte Kartoffeleintopf mit Lamm oder Hammel. Gabrielle Alioth, eine Schweizer Autorin, die in der Nähe Dublins lebt, zitiert in ihrem Irlandreisebuch, wie eine irische Freundin die Kochgewohnheiten irischer Hausfrauen erläutert: »Ja, unsre Mütter kochten an jedem Wochentag dasselbe: Montag Schinken und Kohl mit Kartoffeln, Dienstag Steak, gebratene Zwiebeln und Kartoffeln, Mittwoch Huhn, Bohnen und Kartoffeln ...«. ² Selbstverständlich sind die Bandbreite und Variabilität der Menüpläne im heutigen Irland des *Celtic Tigers* deutlich gewachsen; natürlich ernährt sich das Land mit der weltweit höchsten Mercedes-Verkaufsrate pro Kopf ³ nicht mehr allein von *Champ* und *Boxty*. Aber dennoch haben die Iren der Kartoffel die Treue gehalten: In der Mensa des University College Dublin vergeht kein Mittag, an dem das *traditional Irish meal* keine Kartoffelbeilage enthielte, kaum ein Haushalt findet sich, bei dem nicht am Abend die Kartoffeln auf dem Herd köcheln.

Das ›Kartoffelvolk‹

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts werden in Irland Kartoffeln angepflanzt und gegessen, nachdem die Spanier die Pflanze Mitte des 16. Jahrhunderts aus Südamerika nach Europa gebracht hatten. Anders als in sämtlichen anderen Ländern Europas wurde die Kartoffel in Irland schnell zum Hauptnahrungsmittel – aus einleuchtenden Gründen: Der große Vorteil der Kartoffel ist, dass sie wenig Sonne braucht und, im Gegensatz zu vielen Getreidesorten, viel Feuchtigkeit gut vertragen kann.

2 Gabrielle Alioth: *Irland. Eine Reise durchs Land der Regenbogen*. München u. Wien 2003, S. 13.

3 Vgl. Chris Morash: »An Afterword on Silence«. In: *Hungry Words. Images of Famine in the Irish Canon*. Hg. v. Georg Cusack u. Sarah Gross. Dublin [u. a.] 2006, S. 300-308, hier: S. 307.

Außerdem war in Irland das billige Getreidesaatgut aus Osteuropa, anders als auf dem Kontinent, nicht zu bekommen. Mit der Zeit verlernten die Iren entsprechend, Getreide anzupflanzen, Mehl zu mahlen und Brot zu backen, und ernährten sich fast ausschließlich von Kartoffeln. In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts – das heißt in der Zeit vor dem Beginn der Großen Hungersnot, der *Great Famine*, wie sie genannt wird, oder wahlweise der *Irish Potato Famine* – liegt der tägliche Kartoffelkonsum eines erwachsenen männlichen Iren bei über drei Kilogramm. Zum Vergleich: Der Durchschnittsfranzose isst zu jener Zeit gerade mal 165 Gramm pro Tag; im gesamteuropäischen Vergleich sind allein die Preußen und Elsässer den Iren einigermassen dicht auf den Fersen.⁴ Vor diesem Hintergrund erschließt sich rasch, weshalb die Missernten in den späten 1840er Jahren die Bevölkerung in ein derartiges Elend stürzten. Die so genannte *potato blight*, zu deutsch »Mehltau«, verbreitete sich innerhalb kürzester Zeit und zerstörte Früchte und Pflanzen gleichermaßen. Weniger schnell leuchtet ein, weshalb so wenig humanitäre Hilfe aus London kam, und wieso beispielsweise die Getreideexportlieferungen von Irland nach England nicht sofort ausgesetzt wurden nach Ausbruch der Hungersnot. Die gesamte irische Insel steht zu dem Zeitpunkt noch unter britischer Kolonialherrschaft, fast das ganze Land befindet sich im Besitz protestantischer *landlords*, die an die irischen *tenants* verpachten. Im ersten Jahr der Hungersnot richteten die Engländer zwar Suppenküchen ein, im Folgejahr werden diese aber wieder geschlossen. So starben zwischen 1845 und 1850 insgesamt ca. eine Million Iren, ein Achtel der damaligen Bevölkerung, mindestens eine weitere Million emigrierte – manche sprechen von zwei Millionen – infolge des Hungers. Bis heute hat Irland bei weitem nicht wieder dieselbe Bevölkerungsstärke erreicht, die es vor der Hungersnot besaß.

Die Tatenlosigkeit der Engländer während der Hungersnot wirft selbstredend immens viele Fragen auf. Die Standardantwort beachtlich vieler Iren auf die Nachfrage, wie es zur *Great Famine* habe kommen können, lautet noch heute: »It was the Brits.« Natürlich lässt sich dem insofern kaum widersprechen, als sich die Mitverantwortung der britischen Kolonialherren für die Katastrophe nicht leugnen lässt. Liest man die zeitgenössischen Kommentierungen der *Famine* einiger englischer Politiker, Ökonomen und Journalisten, fällt es schwer, nicht mit einzustimmen in die simplifizierende Anklage. Das konservative Lager in London

4 Vgl. ebd., S. 17 f. Vgl. zur Bedeutung der Kartoffel in der Zeit vor der *Great Famine* auch Austin Bourke: »The Visitation of God?« *The Potato and the Great Irish Famine*. Hg. v. Jacqueline Hill u. Cormac Ó Gráda. Dublin 1993, s. bes. die Kapitel 1.1 und 1.2.

betrachtete die Hungersnot ganz offensichtlich als schicksalhafte Lösung des Problems der Überbevölkerung auf der Insel; es sei zwar mühselig mit anzusehen, so der Tenor, aber es habe durchaus seine Richtigkeit, dass dem sinnlosen Kinderreichtum der verarmten Katholiken auf natürliche Weise Einhalt geboten würde. Die naturalisierenden Argumentationen wurzeln vor allem – das zeigt sehr plastisch Gordon Bigelow in seiner Studie *Fiction, Famine and the Rise of Economics in Victorian Britain and Ireland*⁵ – in dem veränderten ökonomischen Diskurs der Zeit in Großbritannien. In der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzieht sich in der ökonomischen Theorie ein Paradigmenwechsel von der klassischen zur neoklassischen Ökonomie, der eine Phase radikal-liberalen Denkens einschließt. Gerade in den Jahren der *Great Famine*, setzt sich vorübergehend ein Denken durch, das von frühkapitalistischen Ideen und protestantischen Wertmaßstäben dominiert wird: Arbeit und Gewinn gelten als quasi-spirituelle Pflichten, Armut dagegen wird als Zeichen der Sünde betrachtet. Die viktorianische Politik der Zeit erhebt den Freihandel zum höchsten Gut, die staatliche Armenunterstützung wird abgeschafft. Entsprechend wird die Hungersnot, die die Iren zu Zigtausenden dahintrafft, als Selbstregulierung des Marktes interpretiert, mittels derer sich das zu lange schon bestehende Problem der viel zu großen Kluft zwischen Bedarf und Angebot auf der irischen Insel von selbst zu lösen scheint. In diesen Prozess etwa durch Hilfslieferungen einzugreifen, hieße diesen »natürlichen« Ablauf zu stören. Paradigmatisch für diese Haltung ist die öffentliche Aussage des zeitgenössischen Ökonomen James Wilson, zu jener Zeit Herausgeber des *Economist*: »It is no man's business to provide for another.«⁶

Derlei Kommentierungen von britischer Seite verleihen dem irischen Nationalismus immensen Auftrieb: In dem halben Jahrhundert zwischen der *Great Famine* und den schließlich erfolgreichen Revolten gegen die Engländer – der Osteraufstand von 1916 bereitet indirekt die Staatsgründung 1921 vor – wird die Hungersnot zum Genozid umgedeutet. Die Rede über die *Famine* wird zum konstitutiven Bestandteil nationalistischer Ideologien im 19. Jahrhundert, die sie in ein teleologisches Modell der irischen Befreiung einordnen; in den 1870er Jahren beispielsweise wird im Kontext der Kämpfe um Landbesitz immer wieder auf die Hungersnot referiert. Interessant ist auch zu sehen, wie von dieser Seite im späteren 19. Jahrhundert, vor allem anlässlich neuerlich drohender Hungersnöte, an die irischen Männer appelliert wird, sich nicht wie-

5 Gordon Bigelow: *Fiction, Famine, and the Rise of Economics in Victorian Britain and Ireland*. Cambridge u. New York 2003.

6 Zit. nach: Ó Gráda: *Black '47 and Beyond*, a. a. O., S. 6.

der ›weibisch‹ ihrem Schicksal zu ergeben wie während der *Great Famine*, nicht wiederum ergeben die *landlords* zu bezahlen und sich zum Sterben niederzulegen, sondern sich diesmal zur Wehr zu setzen.⁷ An die Tradition, den von Iren erlittenen Hunger als Martyrium für die irische Unabhängigkeit umzuinterpretieren, wird selbst während der Hungerstreiks republikanischer Nordiren, Mitgliedern der IRA in britischer Gefangenschaft, in den 1970er Jahren noch bzw. wieder angeknüpft.

Die *Great Famine* ist also von beiden Seiten – der britischen wie der irischen – immer wieder dem jeweiligen Zweck gemäß uminterpretiert, neu kontextualisiert und sehr stark funktionalisiert worden; sie kann fraglos als das am härtesten diskursiv umkämpfte Ereignis der irisch-britischen Geschichte bzw. der Geschichte der britischen Kolonialherrschaft in Irland bezeichnet werden. Diese beständigen politischen Funktionalisierungen korrespondieren mit der auffälligen Abwesenheit einer historiografischen Aufarbeitung. Über die Gründe dieser Abwesenheit lässt sich nur spekulieren;⁸ festzustellen ist, dass es, von den Arbeiten des Teams um die Dubliner Historiker Robin Dudley Edwards und Desmond Williams aus den späten fünfziger Jahren und Cecil Woodham-Smiths Bestsellers *The Great Hunger* von 1962 abgesehen,⁹ vor 1995 kaum

7 Zum Gendering der Hungersnot s. Margret Kelleher: *The Feminization of Famine. Expressions of the Unexpressible?* Cork 1997.

8 Chris Morash konstatiert, dass sich die Erinnerung an die Katastrophe in keinen zeremoniellen Rahmen einbetten lasse. Infolgedessen widersetzte sich die *Famine* jeder Aufarbeitung im Sinne einer gängigen Geschichtsschreibung, was die *Famine* von anderen historischen Ereignissen unterseide. Vgl. Chris Morash: »Entering the Abyss«. In: *The Irish Review* 17/18 (1995), S. 175-179. Scott Brewster u. Virginia Crossmann halten dagegen, jedes historische Ereignis werde erst durch die entsprechende, im Nachhinein erstellte Narration zu einem in sich schlüssigen, erzählbaren, strukturierten Ereignis. Der Unterschied der *Famine* zu anderen historischen Begebenheiten sei vielmehr der, dass es aufgrund ihrer Tragweite offensichtlich schwieriger ist, eine narrative Form für sie zu finden und sie erzählbar zu machen. Fraglich ist, ob Brewster und Crossmann mit dieser These nicht vielmehr ausformulieren, was Morash andeutet, als dies zu widerlegen. Wichtig ist meines Erachtens jedenfalls ihre Forderung nach einer historischen Analyse und einem kollektiven Erinnern im Wissen um die Fragmentiertheit und die narrative Bedingtheit dieses Erinnerns. Vgl. Scott Brewster u. Virginia Crossmann: »Re-Writing the Famine. Witnessing in Crisis«. In: *Ireland in Proximity. History, Gender, Space*. Hg. v. David Alderson [u. a.]. London u. New York 1999, S. 42-58, hier: S. 51.

9 Cecil Woodham-Smith: *The Great Hunger. Ireland 1845-1849*. New York 1962.

ernstzunehmende historische Forschung gibt – so schwer das zu glauben sein mag. Als Cormac Ó Gráda, Verfasser des mittlerweile als Standardwerk geltenden Buches *Black '47 and Beyond*, Ende der achtziger Jahre ein kleines Buch mit dem Titel *The Great Irish Famine* verfasste, bestand, so schreibt er selbst, noch keinerlei Gefahr der Verwechslung dieses Titels mit denen anderer Veröffentlichungen – so gering war deren Zahl.¹⁰ Erst anlässlich dessen, dass sich *Black '47* zum 150. Mal jährte, ist eine Flut von Publikationen entstanden, die vor allem neuere Theorieansätze aus den Cultural Studies, insbesondere aus den Postcolonial Studies fruchtbar machen. So ist tatsächlich in den vergangenen zehn Jahren weitaus mehr Forschungsliteratur zur *Great Famine* erschienen als in den gesamten 150 Jahren zuvor.¹¹

Literarisierungen der *Famine*

Seit es dieses neue Forschungsinteresse an der *Great Famine* gibt, wird entsprechend auch verstärkt über die Rolle nachgedacht, die diese in der irischen Literatur spielt. Terry Eagleton, von dem die entscheidenden Impulse ausgegangen waren, die Hungersnot und das Verhältnis von Briten und Iren zu der Zeit mit dem Instrumentarium der Cultural Studies zu untersuchen, hatte in seinem berühmten Essay »Heathcliff and The Great Hunger« eine ähnliche Abwesenheit der *Famine* in der Literatur wie in der Historiografie konstatiert und beklagt.¹² Andere Literaturwissenschaftler, namentlich Melissa Fegan, Chris Morash und Margret Kelleher,¹³ setzten dagegen, gerade der literarische Erinnerungsdiskurs, vor allem im 19. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, habe angesichts des abwesenden historiografischen Diskurses eine gewisse Ersatzfunktion übernommen, und die *famine narratives* seien quasi an die Stelle der Geschichtsschreibung getreten. – Eagleton hatte allerdings gar nicht bestritten, dass durchaus literarische Texte über die Hungersnot vorliegen,¹⁴ er gibt aber zu bedenken, die *Famine* sei in den iri-

10 Ó Gráda: *Black '47 and Beyond*, a. a. O., S. 3.

11 Vgl. Cusack: »Introduction«. In: *Hungry Words*, a. a. O., S. 1-4, hier: S. 2.

12 Terry Eagleton: »Heathcliff and the Great Hunger«. In: ders.: *Heathcliff and the Great Hunger. Studies in Irish Culture*. London u. New York 1995, S. 1-26.

13 Vgl. Melissa Fegan: *Literature and the Irish Famine 1845-1919*. Oxford 2002 sowie die bereits zitierten Arbeiten Morashes und Kellehers.

14 Mit Gewissheit kennt Eagleton die Arbeiten Morashes, des wohl wichtigsten *Famine*-Spezialisten unter den irischen Literaturwissenschaftlern, der vor

schen Texten von literarischem Rang auffällig abwesend: »There is a handful of novels and a body of poems, but few truly distinguished works. Where is the Famine in the literature of the Revival? Where is it in Joyce?«¹⁵

Seit Erscheinen des Essays sind diese beiden Fragen wieder und wieder zitiert worden, und natürlich haben es sich die Joyce-, Beckett- und Yeats-Experten nicht nehmen lassen, heftig auf dieses Statement zu reagieren. Im Jahr 2006 ist mit dem Sammelband *Hungry Words* ein Buch erschienen, das sich explizit auf die Suche nach der *Famine* im Kanon der irischen Literatur macht – der Untertitel lautet *Images of Famine in the Irish Canon* – und selbstverständlich fündig wird. So reagiert eine Joyce-Interpretin auf Eagletons Frage »Where is it in Joyce?«, indem sie versucht, die *Famine* als verborgenes Zentrum in *Ulysses* (1914-1921) nachzuweisen: Der Tod des Sohnes von Bloom und Molly, so Bonnie Roos' These, stünde ein für die zahllosen Opfer der Hungersnot.¹⁶ Sarah Goss, um nur ein weiteres Beispiel zu nennen, liest Bram Stokers *Dracula* (1897) als heimliche *famine narrative*, indem sie die Untoten als Figurationen der Hungertoten liest.¹⁷ Diesen Lektüren kanonischer Texte als gewissermaßen verborgene Dokumentationen des Traumas der irischen Geschichte, das heißt diesen Versuchen, die Repräsentation der Katastrophe gerade im Unausgesprochenen der Texte aufzuspüren, liegt immer die Frage nach dem Verhältnis von Sagbarem und Unsagbarem zugrunde. Damit ist ein Diskurs aufgerufen, der in der entsprechenden Forschungsliteratur eine prominente Rolle spielt: Immer wieder wird zu bedenken gegeben, dass jeder Versuch, von der *Famine* zu erzählen, an die Grenzen des Artikulierbaren stößt und damit die Frage nach der Überbrückbarkeit der Kluft zwischen zu Bezeugendem und Möglichkeiten des Bezeugens aufnötigt.¹⁸ In diesem Sinne – aber tatsächlich nur in diesem

allem als Sammler und Herausgeber vergessener Texte aus der Zeit der *Famine* hervorgetreten war. Vgl. Chris Morash (Hg.): *The Hungry Voice: The Poetry of the Irish Famine*. Dublin 1989.

15 Eagleton: »Heathcliff and the Great Hunger«, a. a. O., S. 13.

16 Vgl. Bonnie Roos: »The Joyce of Eating. Feast, Famine and the Humble Potato in *Ulysses*«. In: *Hungry Words*, a. a. O., S. 159-196.

17 Vgl. Sarah Goss: »Dracula and the Spectre of the Famine«. In: *Hungry Words*, a. a. O., S. 77-107.

18 S. zur Frage nach der Relation von Hungersnot und dem Unaussprechlichen vor allem Kelleher: *The Feminization of Famine*, a. a. O. Kellehers These lautet, sämtliche Texte zur *Famine* kreisten um die zentrale Frage, »[C]an the experience of famine be expressed? Is language adequate to a description of famine's horrors?« In: Margaret Kelleher: »Irish Famine in

– sei, so Eagleton, die Hungersnot durchaus »the Irish Auschwitz«.¹⁹ Morash schreibt in seinem Nachwort zu *Hungry Words*:

This [...] brings us back to the defining feature of the Famine: it is not hunger, or disease, or emigration, or displacement or land ownership; it is not colonialism, or resistance or culpability: it is absence. There is the absence of food, the absence of culture that was uprooted, and most of all, the absence of human beings who died or emigrated. As such, the Famine presents an historiographic problem which is by no means unique.²⁰

In unserem deutschen Kontext ist die Frage, wie Narrative auf das Dilemma des Nichterzählbaren reagieren können, nur zu vertraut; ebenfalls vertraut ist die Beschwörung von Metanarrativen bzw. metanarrativen Textebenen, mittels derer die Autorinnen und Autoren dieses Dilemma thematisieren und es selbst ins Zentrum des jeweiligen Textes stellen. Morash nun behauptet, die irische Literatur weise keine solche Metanarrative auf, die auf die *Famine* Bezug nähmen – auch die Gegenwartsliteratur nicht.²¹

John Banvilles *Birchwood*

Um genau dem zu widersprechen, soll nun abschließend ein Roman vorgestellt werden, der in *Hungry Words* seltsamerweise keine Erwähnung findet. Denn nicht nur in der zeitgenössischen irischen Lyrik bei Seamus Heaney – aus seinem berühmten Gedicht »At a Potato Digging« stammt das Zitat im Titel dieses Aufsatzes – und Eavan Boland, auch in der Pro-

Literature«. In: *The Great Irish Famine*. Hg. v. Cathal Póirtéir. Dublin 1995, S. 232-247, hier: S. 232. Vgl. auch Morashs Formulierung, die *Famine* sei der »abyss of modern historiography, the black hole around which so many narratives of Irish history circled, but into which relatively few historians had entered.« In: Morash: »Entering the Abyss«, a. a. O., S. 175.

19 Eagleton: »Heathcliff and the Great Hunger«, a. a. O., S. 13.

20 Morash: »An Afterword on Silence«, a. a. O., S. 306.

21 Er schreibt im Jahr 1996: »[W]e find that there is no single metanarrative of the Famine in literature. Instead, we find that the Famine as a textual event is composed of a group of images whose meaning does not derive from their strategic location within the narrative, but rather from the strangeness and horror of the images themselves, as dislocated, isolated emblems of suffering.« In: Chris Morash: »Literature, Memory and Atrocity«. In: »*Fearful Realities*«. *New Perspectives on the Famine*. Hg. v. Chris Morash u. Richard Hayes. Dublin 1996, S. 110-118, hier: S. 114.

sa finden sich Metanarrative; und das nirgends expliziter als in John Banvilles (*1945) Roman *Birchwood* von 1973.²² Seltsam erscheint es auch, dass Banville im besagten Band unerwähnt bleibt, weil er – als Booker-Preisträger des Jahres 2005, aber auch längst zuvor schon – durchaus zum Kanon der zeitgenössischen irischen Literatur gehören dürfte.

Allerdings ist dieser Text Banvilles in Irland zwar bekannt – man kennt zumindest den Titel –, wird aber tatsächlich relativ wenig gelesen und ist kaum übersetzt worden; eine Übertragung ins Deutsche beispielsweise liegt bis heute nicht vor. Das hat vordergründig einsichtige Ursachen: Der Roman ist auf gewisse Weise nicht besonders leserfreundlich. Andererseits wird jedoch durchaus nachvollziehbar, warum Banville seine Leser derart verwirren muss; das soll kurz erklärt werden. Der Erzähler des Romans, Gabriel Godkin, der Sprössling einer Familie, die zum protestantischen Landadel gehört, berichtet retrospektiv vom Niedergang seiner Familie und deren Landgut Birchwood. Formal lehnt Banville den Roman am Gattungsmuster der *big house novel* an, parodiert das Genre allerdings – in dieser Familie sind alle ausnahmslos Sonderlinge – und flicht Elemente des magischen Realismus und der *gothic novel* ein. Was so irritiert an diesem Roman, ist die Absenz einer nachvollziehbaren Chronologie, denn die Romanhandlung ist in mindestens zwei Epochen angesiedelt. Das ist an sich noch nicht sehr ungewöhnlich – jede größere Familiensaga erzählt von den Geschicken mehrerer Generationen –, hier sind es allerdings dieselben Figuren, die sowohl im 20. Jahrhundert als auch – gleichen Alters – im 19. Jahrhundert, rund sechzig Jahre zuvor, auftreten. Der zweite Abschnitt des Romans gibt bereits einen entscheidenden Hinweis hierauf; der Erzähler bekennt dort:

The name is Godkin, Gabriel. I feel I have already lived for a century and more. This can only be an advantage. Am I mad, starting again, and like this? I have seen terrible things. It amazes me that I was allowed to survive to tell of them. Mad indeed.²³

Wenig später erwähnt dieser Erzähler, sein Urgroßvater und Namensvetter habe zur Zeit der *Famine* gelebt, und auch den anderen wenigen Hinweisen auf die erzählte Zeit ist zu entnehmen, dass die Kindheit dieses Gabriel Godkin, von der er selbst retrospektiv berichtet, auf die ersten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts datieren muss; es gibt Telefon im

22 Ich zitiere im Folgenden aus der neueren Taschenbuchausgabe: John Banville: *Birchwood*. London 1998.

23 Ebd., S. 11.

Haus, von den Aufständischen ist die Rede, es finden sich Hinweise auf den Unabhängigkeitskrieg und die bevorstehende Staatsgründung. Am Ende des ersten Teils verlässt nun genau dieser Gabriel als Jugendlicher jedoch Birchwood und landet offensichtlich – davon erzählt der zweite Teil des Romans – im 19. Jahrhundert, wo er sich einem Wanderzirkus anschließt und mit diesem durch das von der Hungersnot gebeutelte Land reist. Eingeleitet wird der Bericht über diese Zeit mit dem am Ende eines Kapitels sehr allein stehenden Satz: »The potato crop had failed.«²⁴ Was dann folgt, hat Chris Morash dazu veranlasst zu beklagen, auch hier würden wieder nur dieselben, klar definierten Bilder repräsentiert, die man aus den *famine narratives* des 19. Jahrhunderts bereits kennt und die in der Literatur zur Hungersnot stets topisch wiederkehren.²⁵ Und es stimmt: Auch bei Banville wird von Skeletten erzählt, die durch die Dörfer wandern, von Hungernden, die in der Verzweiflung Gras, Torf und Baumrinde essen, und Särgen mit Klappböden; und es wird gemutmaßt, dass es Fälle von Kannibalismus geben mag. Vorerst noch gebraucht der Text ein Stilmittel der Brechung, indem er von den Hungernden nur vermittelt erzählt; nicht der Erzähler selbst trifft auf die Schreckensbilder, sondern er hört andere davon berichten:

Terrible rumours were brought back from the lowland with each week's dwindling stock of provisions. The people had no food down there, they were eating grass, the bark of trees, dried leaves. Children were seen gobbling fistfuls of clay. Bands of savage-fanged hermaphrodites stalked the countryside at night killing and looting. Some said they ate their victims.²⁶

Aber schließlich erfährt Gabriel selbst, wovon er bislang nur gerücheweise wusste, als der Wanderzirkus erneut aufbricht und in die Gegenden vordringt, in denen massenhaft gestorben wird:

We struck camp that very day and travelled down into the plain. It was strange to be on the move again, to hear the wheels groan and the hoofs stamping. We had thought we would leave death behind us in the mountains, but down here it was everywhere in the air. It was as bad as we had been told, worse. There was a smell of death. No beasts grazed in the meadows, no smoke rose from the chimneys. Children sat motionless at the crossroads staring out of huge round eyes. We passed by a woman lying laughing in a ditch.²⁷

24 Ebd., S. 137.

25 Vgl. Morash: »Literature, Memory and Atrocity«, a. a. O., S. 114.

26 Banville: *Birchwood*, a. a. O., S. 144.

27 Ebd., S. 147.

Die Klimax bildet eine Szene, in der Godkin einen Sarg, der gerade zu Grabe getragen wird, sich öffnen und die entstellte Leiche zu Boden fallen sieht. An dieser Stelle fügt der Erzähler die altbekannte Formel ein, dass das zu Beschreibende eigentlich nicht beschrieben werden könne. Banville zitiert diesen Topos von der Unmöglichkeit, das Erlebte zu verbalisieren, indem er Godkin noch verheerendere Erlebnisse andeuten lässt, die aber gerade nicht zur Sprache kommen könnten: »Listen, listen to me«, beschwört uns der Erzähler, »I have seen worse, I have seen more terrible things than this.«²⁸

Die Formulierung, Banville zitiere, benennt bereits, inwiefern dieser Roman sich von seinen Vorläufern unterscheidet: Banville setzt diese Topoi, die als »Famine icons«, wie Morash formuliert,²⁹ längst zum Inventar des kollektiven Gedächtnisses gehören, bewusst ein. Er tut dies nicht, wie dies Gerd Kampen vertritt,³⁰ in der Absicht, den Schrecken selbst heraufzubeschwören – das zeigen bereits die kleinen, oft sarkastischen Brechungen, die Banville in diese inventarisierten Bilder einfügt³¹ –, sondern im vollen Wissen um den starren ikonischen Charakter dieser Bilder.

»It was not hunger that was killing us, but the famine itself«³², heißt es im Roman. Margret Kelleher kommentiert: »Banville's novel, more than any other famine narrative, displays a compelling self-consciousness

28 Ebd., S. 151.

29 Morash: »Literature, Memory and Atrocity«, a. a. O., S. 114.

30 Kampen schreibt, es gelinge Banville, »das Grauen dieser Epoche vorzuführen«. In: Gerd Kampen: *Zwischen Welt und Text. Narratologische Studien zum irischen Gegenwartsroman am Beispiel von John McGahern und John Banville*. Trier 2002, S. 165. Genau das gelingt meines Erachtens eben gerade nicht, soll aber auch gar nicht gelingen.

31 Kampen selbst weist auf diese verfremdenden Details hin und erwähnt exemplarisch Banvilles Beschreibung einer zerstörten Hütte, deren Front weggebrochen ist und den Blick auf den sterbenden Vater inmitten seiner hungernden Familie in ihrem Innern freigibt. Vgl. Banville: *Birchwood*, a. a. O., S. 148. Kampen konstatiert, Banville greife hier einerseits »auf das Vorbild zeitgenössischer Cutaway-Illustrationen zurück, andererseits rufe er ein Bildvokabular ab, das an die Bombenschäden moderner Kriege denken lässt. Die literarischen Stereotypen der ausgemergelten Mutter im Kreise ihrer schwächlichen Kinder und der pflichtbewussten, den sterbenden Vater umsorgenden Tochter entstammen wiederum den Darstellungskonventionen des viktorianischen Romans«. Allerdings geht Banville sogleich wieder auf Distanz zur beschriebenen Sterbebettsszene, denn der Vater »[is] doing his best to die«. In: Kampen: *Zwischen Welt und Text*, a. a. O., S. 165.

32 Banville: *Birchwood*, a. a. O., S. 153.

about the manner of its own ›retelling‹.³³ Dies jedoch geschieht nicht allein, wie Kelleher nahe legt, anhand des Einsatzes der weiblichen Figuren,³⁴ auch nicht allein, wie Kampen schreibt, mittels der metafiktionalen Kommentare des Erzählers, die ihn selbst als Erfinder seiner Geschichte auszeichnen, sondern bereits aufgrund der beschriebenen eigenartigen zeitlichen Struktur des gesamten Romans. Dass dieser Textaufbau den Leser zunächst verwirren muss, hat den Lektor Banvilles nach dessen erster Lektüre des Manuskripts veranlasst, den Autor um einige massive Änderungen zu bitten, um die Leserschaft nicht zu überfordern.³⁵ Banville hat diese Vorschläge allergrößtenteils abgelehnt – aus gutem Grund: Indem er die Chronologie über den Haufen wirft, schafft er eine Metaerzählung insofern, als er die nicht greifbare, aber nicht zu leugnende Präsenz der *Famine* auch lange nach ihrer historischen Zeit ausstellt und spürbar werden lässt.

Der brüllende *Celtic Tiger*

Im Jahr 1996, darauf weist Terry Eagleton hin, wurde in Irland erstmalig in der Geschichte des Landes mehr Reichtum pro Einwohner erwirtschaftet als in Großbritannien.³⁶ Das wäre zwanzig Jahre zuvor, das heißt in etwa in der Zeit als *Birchwood* entstand und noch kein Mensch den An-

33 Kelleher: *The Feminization of Famine*, a. a. O., S. 151 ff.

34 Wenngleich Kellehers Beobachtung fraglos zutrifft: Auch der Einsatz der weiblichen Figuren erfüllt diese Funktion. Folgende Überlegungen stellt der Erzähler über Sybil anlässlich der Szene, in der sie ihm schluchzend anvertraut, wie unglücklich sie ist: »I wanted to laugh, although there was nothing funny, nothing at all, and now I am surprised to find that I still want to laugh, thinking of that scene, and still I can see nothing in it that merits laughter. Strange. What brought forth that grief? I hesitate, I am unwilling. I hardly dare to voice the notion which, if it did not come to me it comes to me now, the insane notion that perhaps it was on her, on Sybil, our bright bitch, that the sorrow of the country, of those baffled people in the rotting fields, of the stricken eyes staring out of hovels, was visited against her will and even without her knowledge so that tears might be shed, and the inexpressible expressed. Does that seem a ridiculous suggestion? But I do not suggest, I only wonder.« In: Banville: *Birchwood*, a. a. O., S. 143. [Hervorhebungen der Verfasserin; A. K. J.]

35 Vgl. Kampen: *Zwischen Welt und Text*, a. a. O., S. 159 f.

36 Vgl. Terry Eagleton: *The Truth about the Irish*. Dublin 1999, S. 37, zit. nach Margaret Scanlan: »The Limits of Empathy. Trollope's Castle Richmond« In: *Hungry Words*, a. a. O., S. 66-76, hier: S. 66.

fang der Neunziger einsetzenden Wirtschaftsboom vorhersehen konnte, fast ebenso unvorstellbar gewesen wie 1847. Vor einigen Jahrzehnten noch, so Margret Scanlan in *Hungry Words*, habe sich jeder Ire, jede Irin, mehr oder weniger gut mit den Opfern der Hungersnot identifizieren können: »[R]elative poverty and economic dependence on the English were still familiar experiences.«³⁷ Der Ruf Irlands war damals nach wie vor der des Armenhauses Europas – das hat sich gewaltig verändert. Zu fragen ist heute, inwiefern sich die gegenwärtige Total-Kapitalisierung des Landes im Grunde ähnlichen Maximen verschrieben hat wie die, denen die Briten damals im Rahmen frühkapitalistischer Lehren folgten: Selbstregulierung des Marktes, kaum soziale Absicherung und ein nach wie vor miserables Gesundheitssystem charakterisieren das florierende, so genannte »irische Modell«. Brewster und Crossmann schreiben, wirtschaftlicher Fortschritt produziere – und genau daran erinnere die *Famine* mit aller Kraft – immer Gewinner sowie Verlierer, »[a]nd just as the voices of the Famine dead were appropriated by the living, so the voices of those excluded from the current economic expansion are in danger of being drowned out by the roars of the Celtic Tiger.«³⁸ Umso wichtiger scheint es daher, dass dieses Getöse von leisen Texten unterminiert wird – von Texten, die auf die nach wie vor beunruhigende Anwesenheit der *Famine dead* hinweisen. Denn die Kartoffel allein scheint als Gedächtnisspeicher nicht auszureichen.

37 Scanlan: »The Limits of Empathy«, a. a. O., S. 66 f.

38 Brewster u. Crossmann: »Re-Writing the Famine«, a. a. O., S. 56.

